

Zwischen Nick und Tschick

Von Elmar Krekeler

Der Schauspieler Matthias Brandt schickt einen Jungen durch eine bundesrepublikanische Pubertät der 70er

Pubertät ist ja ein Zustand, manche nennen es eine Krankheit, die man allen an ihr Beteiligten am liebsten ersparen möchte. Und zwar selbst dann noch, wenn man an ihr als Leser beteiligt ist. Die Ursachen sind bekannt. Aus Kindern werden weitgehend willenlose Marionetten eines dolldrehenden Hormonhaushaltes. In der Hirnschale wird alles neu verschaltet, was zur Folge hat, dass wie Kraut und Rüben darin durcheinander kollert, was man nur mit ziemlich viel gutem Willen als Gedanken bezeichnen mag. Niemals ist man dem Umkippen in die Peinsackhaftigkeit so nahe. Niemals wieder treibt einen eine innere Ungleichzeitigkeit derart in den Wahnsinn – das ständige inwendige Gerangel zwischen Kind und Kerl zum Beispiel. Man steht sich permanent derart selbst im Weg, dass man unterm Tag so viele Übersprungshandlungen begeht, dass man abends davon eigentlich Muskelkrämpfe kriegen müsste.

Der kleine Exkurs musste leider sein. Motte, um den es im Folgenden vor allem geht (abgesehen von Tod und Trauer und der alten Bundesrepublik und der Entdeckung eines ganz feinen literarischen Tons), ist halt kurz vor 16, als er mit seinem Bericht vom Ende seiner Kindheit und dem Beginn von etwas, das sich Leben nennt, anfängt. Jetzt bitte nicht „Kenn ich, les' ich nicht mehr“ rufen und damit drohen, vom Berg seiner Coming-of-Age-Romane zu springen. Es gibt alle zehn Jahre wieder Texte, die sich mutig ins Minenfeld der Pubertätserzählungsklischees wagen, zu einer eigenen und eigenartigen Sprachmelodie darüber hinweg tanzen und einen am Ende versöhnt und getröstet mit dieser menschlichen Sondererlebniszone (auch der eigenen natürlich) zurücklassen. Wolfgang Herrndorfs „Tschick“ war so ein Buch. Matthias Brandts „Blackbird“ ist auch eines.

Vielleicht muss man Matthias Brandt an dieser Stelle doch erklären, weil man ihn sonst auf einer Seite ein Stück weiter hinten in dieser Beilage erwartet. Brandt, 1961 in Berlin geboren, in Bonn aufgewachsen, jüngster Sohn des vielleicht charismatischsten Bundeskanzlers, Schauspieler, Günter Guillaume, also jener Mann, der seinen Vater zu Fall brachte, in Oliver Storz' „Im Schatten der Macht“, Chefminimalist des deutschen Fernsehens und als Hanns von Meuffels bis vergangenes Jahr Deutschlands beliebtester Kriminalhauptkommissar.

Das Scheitern interessiert ihn, hat er gesagt, Kränkungen interessieren ihn, nach ihnen sucht er in den Figuren, die er spielt – ganz gern Männer, die, wie Hanns von Meuffels, vom selbst gewählten Rand her auf die Welt gucken, sie auf Distanz halten. Durch die Wunden, die ihnen dabei geschlagen wurden, schlüpft er in sie hinein. Und dadurch, dass er seine Drehbücher immer mit der Hand abschreibt. Selber schreiben hat sich dann irgendwann ergeben. Texte für Bühnenshows. Geschichten. „Raumpatrouille“ hieß sein Buchdebüt. 14 Geschichten auf gut 170 Seiten. Der Raum, durch den Brandt sein anderes, sein literarisches Kinder-Ich patrouillieren ließ, war die alte Bundesrepublik ausgangs der 60er, war die Kanzlervilla in Bonn, war das ganz normale westdeutsche Kinderleben in einer ganz und gar nicht normalen Umgebung. Fabelhafte Texte waren das, Skizzen von Fremdheiten und vom Alleinsein, vom Staunen, vom Scheitern und Gekränktwerden. Von Begegnungen – mit dem distanzierten

Vater mit dem seltsamen Beruf, mit Familien, die so ganz anders waren, mit Vaters Kollegen Wehner und mit Nachbarn wie dem netten alten Mann, dem beim Kaffee immer die Worte fehlten, ein Zustand, den der Kleine natürlich gut verstand – Heinrich Lübke hieß der Mann.

Nicht sehr überraschend – Schauspielerei und Schriftstellerei sind halt Formen der Selbstentäußerung und sich vielleicht gar nicht so fremd – glich das, was Brandt mit Sprache in seinen Geschichten machte dem, was er mit seinem Gesicht vor der Kamera machte. Minimalistisch war das, auf den Punkt erzählt, hochmusikalisch und beatmet von einem melancholischen Hauch Humor, der sie nahezu unwiderstehlich machte.

Mit einem kleinen Jungen, allein in einer vom Personenschutz bewachten Villa, ging Brandts erste literarische Raumfahrt los. Mit Motte, allein in einem sich auflösenden Haushalt, beginnt gut zehn Jahre weiter auf der bundesrepublikanischen Zeitleiste die zweite. Das Telefon klingelt, Kartons stehen überall herum, der Vater zieht gerade aus. Zieht zusammen mit seiner Lebensgefährtin – ein Wort, das Motte „nicht gerne für jemanden benutzen würde, den ich liebe“.

Bogis Vater ist dran. Bei Bogi ist was gefunden worden. Bogi ist Mottes bester Freund. So ein bester Freund, wie er besser nicht sein kann, so einer, ohne den man nicht erwachsen wird. Und der – Non-Hodgkin-Lymphom heißt das, was bei ihm gefunden wurde – nun zum Außerirdischen wurde, aber das erfährt Motte erst später. Im Krankenhaus, was Bogis Raumstation wird, auf der Motte ihn un gelenkt besucht.

Der Vater weint, die Mutter weint. Motte stellt sich vor, wie der Vater am Telefon steht. Mit den Cordschlappen an den Füßen. Die haben eine zahnfleischfarbene Sohle, fällt Motte ein. „Das mit der Zahnfleischfarbe konnte ich beweisen, weil Bogi und ich mal im Badezimmer der Schnellstiegs den Hausschuh von Bogis Vater zum Vergleich neben das Gebiss seiner toten Oma gehalten hatten“.

An derlei Übersprungsdenkhandlungen gewöhnt man sich schnell. Motte ist ein Meister darin, sich die Wirklichkeit vom Leib zu witzeln. Das könnte jetzt nervig sein, wie Pubertierende halt gern nervig sind, wird es aber – das ist eines der größeren Wunder dieses Romans – nicht.

Motte schnoddert sich durch das knappe Jahr, von dem „Blackbird“ handelt („Aber ich war ja nicht bekloppt. Obwohl, ja, doch. Aber nicht so“). Ein Jahr, in dem alles anders wurde. Im Land, was Motte aber gar nicht mitkriegt (und wir damit auch nicht). Und im Leben, dem die Selbstverständlichkeiten abhanden gekommen waren, das sich, sagt Motte, irgendwie so anfühlte, „als ob ein riesiges ‚Aber‘ vom Himmel gefallen wäre“.

Motte muss man sich und die Art, wie Matthias Brandt ihn erzählen lässt, wie Goscinnys Nick an der Schwelle des Erwachsenseins vorstellen. Ein großer Alleiner (einsam ist er nicht), dem die Erwachsenen nicht helfen können, dem diese kommunikativen Minderleister in ihrer solipsistischen Verbohrtheit nur mehr Probleme aufhalsen. Er scheitert in der Liebe, empfindet Bogis Verdämmern als Kränkung und weiß nicht, wohin mit sich und seinen rabulistischen Gedanken. Und irgendwann hockt er mit zwei Flaschen Amselfelder („ohne Stiel und Stengel gekeltert und deswegen bekömmlich“) des Nachts auf dem Zehn-Meter-Turm. Zwei Flaschen, „Blackbirdfelder“ nennt er sie, die Bogi für bessere Tage gebunkert hatte.

Musik legt sich immer wieder wie eine tröstende Decke um Motte. Bowie vor allem. Musik umfängt einen auch von den ersten Sätzen Matthias Brandts an. Eine Musik, die einen nicht

loslässt, von der man nicht lassen mag. Die Geschichte singt und singt, das ewige Lied noch mal neu von Freundschaft und Liebe, Trost und Tod. „Der Tropfen an Steffis Kinn wurde immer größer, und als er herunterfiel, spiegelte sich in ihm die ganze Welt um uns herum.“